

Wie schafft Kommunikation Wirklichkeiten?

„Faszination und Enttäuschung – Die (un)begrenzte Welt der Sprache“

Im Rahmen des Projektes „Treffpunkt der Wissenschaft Göttingen“ beschäftigen wir uns mit der Frage, ob Sprache so defizitär ist, wie oft behauptet wird. Hierzu untersuchen wir den Text „Ein Brief“ von Hugo von Hofmannsthal und arbeiten Thesen heraus, die wir mithilfe von Texten verschiedener Gattungen zu widerlegen versuchen.

Ein Beispiel der Sprachkritik: Hugo von Hofmannsthal – Ein Brief

Zusammenfassung

In einem fiktiven Brief von 1902 an Lord Francis Bacon schildert von Hofmannsthal aus der Sicht Lord Philip Chandos Unmut und Enttäuschung bezüglich sprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten. Lord Chandos, der autobiografische Züge von von Hofmannsthal aufweist, hat selbst eine erfolgreiche Vergangenheit als Schriftsteller. Als solcher glaubte er an die „große Einheit“ des ganzen Daseins (vgl. Z.77ff.), verfasste Werke, die scheinbar eben diese Einheit abbildeten (vgl. Z.15ff.) und hegte Pläne für weitere solche Schriften (vgl. Z.48ff.).

Er gelangt jedoch zu der Einsicht, dass sich seine Ambitionen nicht erfüllen ließen, da die Sprache kein hinreichendes Mittel sei, um die Welt der Gedanken und Gefühle zu beschreiben. So nimmt er sowohl Abstand von seinen eigenen Werken (vgl. Z. 31ff.) als auch von Werken, die ihm früher etwas bedeuteten. Er habe beispielsweise bei Sallust die „wahre innere Form“ (Z.42f.) der Rhetorik erkannt, die er jedoch nicht habe umsetzen können, und bei Seneca oder Cicero die „Harmonie begrenzter und geordneter Begriffe“ (Z.137f.), aus der das Individuelle jedoch ausgeschlossen bliebe (vgl. Z.141f.).

Zum einen kritisiert von Hofmannsthal als Lord Chandos die Möglichkeiten der Sprache als Ausdrucksmittel für „Flut[en] göttlichen Gefühles“ (Z.161f.). Überwältigende, „erhabene“ Empfindungen könnten nie angemessen ausgedrückt werden (vgl. Z.148ff./ Z.214ff.), noch könnten Dinge, die solche Empfindungen auslösen, angemessen beschrieben werden (vgl. Z.156ff.).

Er ist traurig und vielleicht sogar beschämt darüber, dass er Erfahrungen mache, bei denen er „in Worte ausbrechen möchte“ (Z.194f.), die er jedoch nicht finden könne. Außerdem widerstrebe es ihm, die ‚platten‘ und ‚plumpen‘ Wörter der Alltagssprache für solche Beschreibungen des Erhabenen und Unfassbaren zu verwenden (vgl. Z. 102ff.).

Auf der anderen Seite ist Lord Chandos der Meinung, dass Sprache zu abstrakt und verallgemeinernd sei, um damit differenzierte Urteile fällen zu können (vgl. Z.105ff.). Nichts auf der Welt könne isoliert betrachtet werden, alles bestehe aus unzähligen Komponenten und man täte Unrecht, diese in einem einzigen Begriff zusammenzuführen (vgl. Z.130ff.). Die Strukturen, in denen wir denken und kategorisieren, seien durch die Sprache bedingt, doch sie seien nicht in der Lage, sich an neue, tiefsinnige Gedanken anzupassen (vgl. Z.90ff.).

Lord Chandos wünscht sich eine neue Sprache, durch die Gefühle besser ausgedrückt werden können. Er hofft, die ‚Sprache der Gedanken‘, die weniger zäh, weniger kühl und viel direkter als unsere ‚konventionelle‘ Sprache sei (vgl. Z.273ff.), eines Tages auch als Ausdrucksmittel nutzen zu können.

Aus dieser Quelle lassen sich folgende **Thesen** ableiten, die widerlegt werden sollen:

1. Überwältigende, erhabene Empfindungen können nicht angemessen ausgedrückt werden.
2. Situationen oder Objekte, die solche Empfindungen auslösen, können ebenfalls nicht angemessen beschrieben werden.
3. Gedanken werden durch sprachliche Kategorisierungen eingegrenzt, dadurch ist ein differenziertes Urteil kaum möglich.
4. Die ‚konventionelle‘ Sprache ist unpersönlich.

Volltext

Ein Brief, auch: Brief des Lord Chandos an Francis Bacon

Dies ist der Brief, den Philip Lord Chandos, jüngerer Sohn des Earl of Bath, an Francis Bacon, später Lord Verulam und Viscount St. Albans, schrieb, um sich bei diesem Freunde wegen des gänzlichen Verzichtes auf literarische Betätigung zu entschuldigen.

- 5 Es ist gütig von Ihnen, mein hochverehrter Freund, mein zweijähriges Stillschweigen zu übersehen und so an mich zu schreiben. Es ist mehr als gütig, Ihrer Besorgnis um mich, Ihrer Befremdung über die geistige Starnis, in der ich Ihnen zu versinken scheine, den Ausdruck der Leichtigkeit und des Scherzes zu geben, den nur große Menschen, die von der Gefährlichkeit des Lebens durchdrungen und dennoch nicht entmutigt sind, in ihrer Gewalt haben.
- 10 Sie schließen mit dem Aphorisma des Hippokrates: "Qui gravi morbo correpti dolores non sentiunt, iis mens aegrotat" und meinen, ich bedürfe der Medizin nicht nur, um mein Übel zu bändigen, sondern noch mehr, um meinen Sinn für den Zustand meines Innern zu schärfen. Ich möchte Ihnen so antworten, wie Sie es um mich verdienen, möchte mich Ihnen ganz aufschließen, und weiß nicht, wie ich mich dazu nehmen soll. Kaum weiß ich, ob ich noch derselbe bin, an den Ihr kostbarer Brief sich
- 15 wendet; bin denn ich's, der nun Sechszwanzigjährige, der mit neunzehn jenen "neuen Paris", jenen "Traum der Daphne", jenes "Epithalamium" hinschrieb, diese unter dem Prunk ihrer Worte hintaumelnden Schäferspiele, deren eine himmlische Königin und einige allzu nachsichtige Lords und Herren sich noch zu entsinnen gnädig genug sind?
- 20 Und bin ich's wiederum, der mit dreiundzwanzig unter den steinernen Lauben des großen Platzes von Venedig in sich jenes Gefüge lateinischer Perioden fand, dessen geistiger Grundriß und Aufbau ihn im Innern mehr entzückte als die aus dem Meer auftauchenden Bauten des Palladio und Sansovin? Und konnte ich, wenn ich anders derselbe bin, alle Spuren und Narben dieser Ausgeburt meines angespanntesten Denkens so völlig aus meinem unbegreiflichen Inneren verlieren, daß mich in Ihrem Brief, der vor mir liegt, der Titel jenes kleinen Traktates fremd und kalt anstarrt, ja daß ich ihn nicht
- 25 als ein geläufiges Bild zusammengefaßter Worte sogleich auffassen, sondern nur Wort für Wort verstehen konnte, als träten mir diese lateinischen Wörter, so verbunden, zum ersten Mal vors Auge?
- Allein ich bin es ja doch, und es ist Rhetorik in diesen Fragen, Rhetorik, die gut ist für Frauen oder für das Haus der Gemeinen, deren von unsrer Zeit so überschätzte Machtmittel aber nicht hinreichen, ins Innere der Dinge zu dringen.
- 30 Mein Innres aber muß ich Ihnen darlegen, eine Sonderbarkeit, eine Unart, wenn Sie wollen eine Krankheit meines Geistes, wenn Sie begreifen sollen, daß mich ein ebensolcher brückenloser Abgrund von den scheinbar vor mir liegenden literarischen Arbeiten trennt, als von denen, die hinter mir sind und die ich, so fremd sprechen sie mich an, mein Eigentum zu nennen zögere.
- 35 Ich weiß nicht, ob ich mehr die Eindringlichkeit Ihres Wohlwollens oder die unglaubliche Schärfe Ihres Gedächtnisses bewundern soll, wenn Sie mir die verschiedenen kleinen Pläne wieder hervorrufen, mit denen ich mich in den gemeinsamen Tagen schöner Begeisterung trug. Wirklich, ich wollte die ersten Regierungsjahre unseres verstorbenen glorreichen Souveräns, des achten Heinrich, darstellen!

40 Die hinterlassenen Aufzeichnungen meines Großvaters, des Herzogs von Exeter, über seine
Negoziationen mit Frankreich und Portugal gaben mir eine Art von Grundlage. Und aus dem Sallust
floß in jenen glücklichen belebten Tagen wie durch nie verstopfte Röhren die Erkenntnis der Form in
mich herüber, jener tiefen wahren inneren Form, die jenseits des Geheges der rhetorischen
Kunststücke erst geahnt werden kann, die, von welcher man nicht mehr sagen kann, daß sie das
45 Stoffliche anordne, denn sie durchdringt es, sie hebt es auf und schafft Dichtung und Wahrheit
zugleich, ein Widerspiel ewiger Kräfte, ein Ding, herrlich wie Musik und Algebra. Dies war mein
Lieblingsplan.

Was ist der Mensch, daß er Pläne macht!

Ich spielte auch mit anderen Plänen. Ihr gütiger Brief läßt auch diese heraufschweben. Jedweder
vollgesogen mit einem Tropfen meines Blutes, tanzen sie vor mir wie traurige Mücken an einer
50 düsteren Mauer, auf der nicht mehr die grelle Sonne der glücklichen Tage liegt.

Ich wollte die Fabeln und mythischen Erzählungen, welche die Alten uns hinterlassen haben, und an
denen die Maler und Bildhauer ein endloses und gedankenloses Gefallen finden, aufschließen als die
Hieroglyphen einer geheimen, unerschöpflichen Weisheit, deren Anhauch ich manchmal, wie hinter
einem Schleier zu spüren meinte.

55 Ich entsinne mich dieses Planes. Es lag ihm ich weiß nicht welche sinnliche und geistige Lust
zugrunde: wie der gehetzte Hirsch ins Wasser, sehnte ich mich hinein in diese nackten glänzenden
Leiber, in diese Sirenen und Dryaden, diesen Narcissus und Proteus, Perseus und Actäon:
verschwinden wollte ich in ihnen, und aus ihnen heraus mit Zungen reden. Ich wollte. Ich wollte noch
vielerlei. Ich gedachte eine Sammlung "Apophtegmata" anzulegen, wie deren eine Julius Caesar
60 verfaßt hat: Sie erinnern die Erwähnung in einem Brief des Cicero.

Hier gedachte ich die merkwürdigsten Aussprüche nebeneinander zu setzen, welche mir im Verkehr
mit den gelehrten Männern und den geistreichen Frauen unserer Zeit, oder mit besonderen Leuten aus
dem Volk, oder mit gebildeten und ausgezeichneten Personen auf meinen Reisen zu sammeln
gelungen wäre; damit wollte ich schöne Sentenzen und Reflexionen aus den Werken der Alten und der
65 Italiener vereinigen und was mir sonst an geistigem Zierathen in Büchern, Handschriften oder
Gesprächen entgegenträte; ferner die Anordnung besonders schöner Feste und Aufzüge, merkwürdige
Verbrechen und Fälle von Raserei, die Beschreibung der größten und eigentümlichsten Bauwerke in
den Niederlanden, in Frankreich und Italien und noch vieles andere. Das ganze Werk aber sollte den
Titel 'Nosce te ipsum' führen.

70 Um mich kurz zu fassen: Mir erschien damals in einer Art von andauernder Trunkenheit das ganze
Dasein als eine große Einheit: geistige und körperliche Welt schien mir keinen Gegensatz zu bilden,
ebensowenig höfisches und tierisches Wesen, Kunst und Unkunst, Einsamkeit und Gesellschaft; in
allem fühlte ich Natur, in den Verirrungen des Wahnsinns ebensowohl wie in den äußersten
Verfeinerungen eines spanischen Zeremoniells; in den Tölpelhaftigkeiten junger Bauern nicht minder
75 als in den süßesten Allegorien; und in aller Natur fühlte ich mich selber; wenn ich auf meiner
Jagdhütte die schäumende laue Milch in mich hineintrank, die ein struppiger Mensch einer schönen
sanftäugigen Kuh aus dem strotzenden Euter in einen Holzeimer niedermolk, so war mir das nichts
anderes, als wenn ich, in der dem Fenster eingebauten Bank meines studio sitzend, aus einem
Folianten süße und schäumende Nahrung des Geistes in mich sog.

80 Das eine war wie das andere; keines gab dem andern weder an traumhafter überirdischer Natur, noch
an leiblicher Gewalt nach, und so gings fort durch die ganze Breite des Lebens, rechter und linker
Hand; überall war ich mitten drinnen, wurde nie ein Scheinhaftes gewahr: Oder es ahnte mir, alles
wäre Gleichnis und jede Kreatur ein Schlüssel der anderen, und ich fühlte mich wohl den, der im
Stande wäre, eine nach der andern bei der Krone zu packen und mit ihr so viele der andern
85 aufzusperren, als sie aufsperrn könnte. Soweit erklärt sich der Titel, den ich jenem enzyklopädischen
Buch zu geben gedachte.

Es möchte dem, der solchen Gesinnungen zugänglich ist, als der wohlangelegte Plan einer göttlichen
Vorsehung erscheinen, daß mein Geist aus einer so aufgeschwollenen Anmaßung in dieses Äußerste

90 von Kleinmuth und Kraftlosigkeit zusammensinken mußte, welches nun die bleibende Verfassung
meines Inneren ist. Aber dergleichen religiöse Auffassungen haben keine Kraft über mich; sie gehören
zu den Spinnennetzen, durch welche meine Gedanken durchschießen, hinaus ins Leere, während so
viele ihrer Gefährten dort hängen bleiben und zu einer Ruhe kommen. Mir haben sich die Geheimnisse
des Glaubens zu einer erhabenen Allegorie verdichtet, die über den Feldern meines Lebens steht wie
95 ein leuchtender Regenbogen, in einer stetigen Ferne, immer bereit, zurückzuweichen, wenn ich mir
einfallen ließe, hinzueilen und mich in den Saum meines Mantels hüllen zu wollen.

Aber, mein verehrter Freund, auch die irdischen Begriffe entziehen sich mir in der gleichen Weise.
Wie soll ich es versuchen, Ihnen diese seltsamen geistigen Qualen zu schildern, dies Emporschnellen
der Fruchtzweige über meinen ausgereckten Händen, dies Zurückweichen des murmelnden Wassers
vor meinen dürstenden Lippen?

100 Mein Fall ist, in Kürze, dieser: Es ist mir völlig die Fähigkeit abhanden gekommen, über irgend etwas
zusammenhängend zu denken oder zu sprechen.

Zuerst wurde es mir allmählich unmöglich, ein höheres oder allgemeineres Thema zu besprechen und
dabei jene Worte in den Mund zu nehmen, deren sich doch alle Menschen ohne Bedenken geläufig zu
bedienen pflegen. Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte "Geist", "Seele" oder
105 "Körper" nur auszusprechen. Ich fand es innerlich unmöglich, über die Angelegenheiten des Hofes,
die Vorkommnisse im Parlament oder was Sie sonst wollen, ein Urtheil herauszubringen. Und dies
nicht etwa aus Rücksichten irgendwelcher Art, denn Sie kennen meinen bis zur Leichtfertigkeit
gehenden Freimut: sondern die abstrakten Worte, deren sich doch die Zunge naturgemäß bedienen
muß, um irgendwelches Urtheil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.

110 Es begegnete mir, daß ich meiner vierjährigen Tochter Catarina Pompilia eine kindische Lüge, deren
sie sich schuldig gemacht hatte, verweisen und sie auf die Notwendigkeit, immer wahr zu sein,
hinführen wollte, und dabei die mir im Munde zuströmenden Begriffe plötzlich eine solche schillernde
Färbung annahmen und so ineinander überflossen, daß ich, den Satz, so gut es ging, zu Ende haspelnd,
so wie wenn mir unwohl geworden wäre und auch tatsächlich bleich im Gesicht und mit einem
115 heftigen Druck auf der Stirn, das Kind allein ließ, die Tür hinter mir zuschlug und mich erst zu Pferde,
auf der einsamen Hutweide einen guten Galopp nehmend, wieder einigermaßen herstellte.

Allmählich aber breitete sich diese Anfechtung aus wie ein um sich fressender Rost. Es wurden mir
auch im familiären und hausbackenen Gespräch alle die Urtheile, die leichthin und mit
schlafwandelnder Sicherheit abgegeben zu werden pflegen, so bedenklich, daß ich aufhören mußte, an
120 solchen Gesprächen irgend teilzunehmen.

Mit einem unerklärlichen Zorn, den ich nur mit Mühe notdürftig verbarg, erfüllte es mich, dergleichen
zu hören wie: diese Sache ist für den oder jenen gut oder schlecht ausgegangen; Sheriff N. ist ein
böser, Prediger T. ein guter Mensch; Pächter M. ist zu bedauern, seine Söhne sind Verschwender; ein
anderer ist zu beneiden, weil seine Töchter haushälterisch sind; eine Familie kommt in die Höhe, eine
125 andere ist am Hinabsinken. Dies alles erschien mir so unbeweisbar, so lügenhaft, so löcherig wie nur
möglich. Mein Geist zwang mich, alle Dinge, die in einem solchen Gespräch vorkamen, in einer
unheimlichen Nähe zu sehen: so wie ich einmal in einem Vergößerungsglas ein Stück von der Haut
meines kleinen Fingers gesehen hatte, das einem Brachfeld mit Furchen und Höhlen glich, so ging es
mir nun mit den Menschen und Handlungen.

130 Es gelang mir nicht mehr, sie mit dem vereinfachenden Blick der Gewohnheit zu erfassen. Es zerfiel
mir alles in Teile, die Teile wieder in Teile und nichts mehr ließ sich mit einem Begriff umspannen.
Die einzelnen Worte schwammen um mich; sie gerannen zu Augen die mich anstarrten und in die ich
wieder hineinstarren muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich
unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt.

135 Ich machte einen Versuch, mich aus diesem Zustand in die geistige Welt der Alten hinüberzuretten.
Platon vermied ich, denn mir graute vor der Gefährlichkeit seines bildlichen Fluges. Am meisten
gedachte ich mich an Seneca und Cicero zu halten. An dieser Harmonie begrenzter und geordneter
Begriffe hoffte ich zu gesunden. Aber ich konnte nicht zu ihnen hinüber. Diese Begriffe, ich verstand

140 sie wohl: ich sah ihr wundervolles Verhältnisspiel vor mir aufsteigen wie herrliche Wasserkünste, die mit goldenen Bällen spielen. Ich konnte sie umschweben und sehen wie sie zueinander spielten; aber sie hatten es nur miteinander zu tun und das Tiefste, das persönliche meines Denkens blieb von ihrem Reigen ausgeschlossen. Es überkam mich unter ihnen das Gefühl furchtbarer Einsamkeit; mir war zumuth wie einem, der in einem Garten mit lauter augenlosen Statuen eingesperrt wäre; ich flüchtete wieder ins Freie.

145 Seither führe ich ein Dasein, das Sie, fürchte ich, kaum begreifen können, so geistlos, ja gedankenlos fließt es dahin; ein Dasein, das sich freilich von dem meiner Nachbarn, meiner Verwandten und der meisten landbesitzenden Edelleute dieses Königreiches kaum unterscheidet, und das nicht ganz ohne freudige und belebende Augenblicke ist. Es wird mir nicht leicht, Ihnen anzudeuten, worin diese guten Augenblicke bestehen; die Worte lassen mich wiederum im Stich. Denn es ist ja etwas völlig
150 Unbenanntes, und auch wohl kaum Benennbares, das in solchen Augenblicken, irgendeine Erscheinung meiner alltäglichen Umgebung mit einer überschwellenden Flut höheren Leben wie ein Gefäß erfüllend, mir sich ankündet.

155 Ich kann nicht erwarten, daß Sie mich ohne Beispiel verstehen, und ich muß Sie um Nachsicht für die Kläglichkeit meiner Beispiele bitten. Eine Gießkanne, eine auf dem Feld verlassene Egge, ein Hund in der Sonne, ein ärmlicher Kirchhof, ein Krüppel, ein kleines Bauernhaus, alles dies kann das Gefäß meiner Offenbarung werden. Jeder dieser Gegenstände und die tausend anderen ähnlichen, über die sonst ein Auge mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit hinweggleitet, kann für mich plötzlich in irgendeinem Moment, den herbeizuführen auf keine Weise in meiner Gewalt steht, ein erhabenes und rührendes Gepräge annehmen, das auszudrücken mir alle Worte zu arm scheinen.

160 Ja, es kann auch die bestimmte Vorstellung eines abwesenden Gegenstandes sein, der die unbegreifliche Auserwählung zu Theil wird, mit jener sanft oder jäh steigenden Flut göttlichen Gefühles bis an den Rand gefüllt zu werden. So hatte ich unlängst den Auftrag gegeben, den Ratten in den Milchkellern eines meiner Meierhöfe ausgiebig Gift zu streuen. Ich ritt gegen Abend aus und dachte, wie Sie vermuten können, nicht weiter an diese Sache. Da, wie ich im tiefen aufgeworfenen
165 Ackerboden Schritt reite, nichts Schlimmeres in meiner Nähe als eine aufgeschuchte Wachtelbrut und in der Ferne über den welligen Feldern die große sinkende Sonne, tut sich mir im Innern plötzlich dieser Keller auf, erfüllt mit dem Todeskampf dieses Volks von Ratten.

170 Alles war in mir: die mit dem süßlich scharfen Geruch des Giftes angefüllte kühl-dumpfe Kellerluft und das Gellen der Todesschreie, die sich an modrigen Mauern brachen; diese ineinander geknäulten Krämpfe der Ohnmacht, durcheinander hinjagenden Verzweiflungen; das wahnwitzige Suchen der Ausgänge; der kalte Blick der Wut, wenn zwei einander an der verstopften Ritze begegnen. Aber was versuche ich wiederum Worte, die ich geschworen habe!

175 Sie entsinnen sich, mein Freund, der wundervollen Schilderung von den Stunden, die der Zerstörung von Alba Longa vorhergehen, aus dem Livius? Wie sie die Straßen durchirren, die sie nicht mehr sehen sollen ... wie sie von den Steinen des Bodens Abschied nehmen ... Ich sage Ihnen, mein Freund, dieses trug ich in mir und das brennende Karthago zugleich; aber es war mehr, es war göttlicher, tierischer; und es war Gegenwart, die vollste erhabenste Gegenwart.

180 Da war eine Mutter, die ihre sterbenden Jungen um sich zucken hatte und nicht auf die Verendenden, nicht auf die unerbittlichen steinernen Mauern, sondern in die leere Luft, oder durch die Luft ins Unendliche hin Blicke schickte, und diese Blicke mit einem Knirschen begleitete! - wenn ein dienender Sklave voll ohnmächtigen Schauders in der Nähe der erstarrenden Niobe stand, der muß das durchgemacht haben, was ich durchmachte, als in mir die Seele dieses Tieres gegen das ungeheure Verhängnis die Zähne bleckte.

185 Vergeben Sie mir diese Schilderung, aber denken Sie nicht, daß es Mitleid war, was mich erfüllte. Das dürfen Sie ja nicht denken, sonst hätte ich mein Beispiel ungeschickt gewählt. Es war viel mehr und viel weniger als Mitleid: ein ungeheures Anteilnehmen, ein Hinüberfließen in jene Geschöpfe oder ein Fühlen, daß ein Fluidum des Lebens und Todes, des Traumes und Wachens für einen Augenblick in sie hinübergelassen ist - von woher? Denn was hätte es mit Mitleid zu tun, was mit begreiflicher

190 menschlicher Gedankenverknüpfung, wenn ich an einem anderen Abend unter einem Nußbaum eine
halbvolle Gießkanne finde, die ein Gärtnerbursche dort vergessen hat, und wenn mich diese
Gießkanne und das Wasser in ihr, das vom Schatten des Baumes finster ist, und ein Schwimmkäfer,
der auf dem Spiegel dieses Wassers von einem dunklen Ufer zum andern rudert, wenn diese
195 Zusammensetzung von Nichtigkeiten mich mit einer solchen Gegenwart des Unendlichen
durchschauert, von den Wurzeln der Haare bis ins Mark der Fersen mich durchschauert, daß ich in
Worte ausbrechen möchte, von denen ich weiß, fände ich sie, so würden sie jene Cherubim, an die ich
nicht glaube, niederzwingen, und daß ich dann von jener Stelle schweigend mich wegkehre, und nun
nach Wochen, wenn ich dieses Nußbaums ansichtig werde, mit scheuem seitlichen Blick daran
vorübergehe, weil ich das Nachgefühl des Wundervollen, das dort um den Stamm weht, nicht
200 verschrecken will, nicht vertreiben die mehr als irdischen Schauer, die um das Buschwerk in jener
Nähe immer noch nachwohnen.

In diesen Augenblicken wird eine nichtige Kreatur, ein Hund, eine Ratte, ein Käfer, ein verkrümmter
Apfelbaum, ein sich über den Hügel schlängelnder Karrenweg, ein moosbewachsener Stein mir mehr
als die schönste hingebendste Geliebte der glücklichsten Nacht mir je gewesen ist. Diese stummen und
manchmal unbelebten Kreaturen heben sich mir mit einer solchen Fülle, einer solchen Gegenwart der
205 Liebe entgegen, daß mein beglücktes Auge auch ringsum auf keinen toten Fleck zu fallen vermag.

Es erscheint mir alles, was es gibt, alles, dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten
Gedanken berühren, etwas zu sein. Auch die eigene Schwere, die sonstige Dumpfheit meines Hirnes
erscheint mir als etwas; ich fühle ein entzückendes, schlechthin unendliches Widerspiel in mir und um
mich, und es gibt unter den gegeneinander spielenden Materien keine, in die ich nicht
210 hinüberzufließen vermöchte.

Es ist mir dann, als bestünde meine Körper aus lauter Chiffren, die mir alles aufschließen. Oder als
könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfangen, mit
dem Herzen zu denken. Fällt aber diese sonderbare Bezauberung von mir ab, so weiß ich nichts
darüber auszusagen; ich könnte dann ebensowenig in vernünftigen Worten darstellen, worin diese
215 mich und die ganze Welt durchwebende Harmonie bestanden und wie sie sich mir fühlbar gemacht
habe, als ich ein Genaueres über die inneren Bewegungen meiner Eingeweide oder die Stauungen
meines Blutes anzugeben vermöchte.

Von diesen sonderbaren Zufällen abgesehen, von denen ich übrigens kaum weiß, ob ich sie dem Geist
oder dem Körper zurechnen soll, lebe ich ein Leben von kaum glaublicher innerer Leere und habe
220 Mühe, die Starre meines Innern vor meiner Frau und vor meinen Leuten die Gleichgültigkeit zu
verbergen, welche mir die Angelegenheiten des Besitzes einflößen. Die gute und strenge Erziehung,
welche ich meinem seligen Vater verdanke, und die frühzeitige Gewöhnung, keine Stunde des Tages
unausgefüllt zu lassen, sind es, scheint mir, allein, welche meinem Leben nach außen hin einen
genügenden Halt und den meinem Stande und meiner Person angemessenen Anschein bewahren.

225 Ich baue einen Flügel meines Hauses um und bringe es zustande, mich mit dem Architekten hie und da
über die Fortschritte seiner Arbeit zu unterhalten; ich bewirtschafte meine Güter, und meine Pächter
und Beamten werden mich wohl etwas wortkarger, aber nicht ungütiger als früher finden. Keiner von
ihnen, der mit abgezogener Mütze vor seiner Haustür steht, wenn ich abends vorüberreite, wird eine
Ahnung haben, daß mein Blick, den er respektvoll aufzufangen gewohnt ist, mit stiller Sehnsucht über
230 die morschen Bretter hinstreicht, unter denen er nach Regenwürmern zum Angeln zu suchen pflegt,
durchs enge vergitterte Fenster in die dumpfe Stube taucht, wo in der Ecke das niedrige Bett mit
bunten Laken immer auf einen zu warten scheint, der sterben will, oder auf einen, der geboren werden
soll; daß mein Auge lange an den häßlichen jungen Hunden hängt oder an der Katze, die geschmeidig
zwischen Blumenscherben durchkriecht, und daß es unter allen den ärmlichen und plumpen
235 Gegenständen einer bäurischen Lebensweise nach jenem einen sucht, dessen unscheinbare Form,
dessen von niemand beachtetes Daliegen oder -lehnen, dessen stumme Wesenheit zur Quelle jenes
rätselhaften, wortlosen, schrankenlosen Entzückens werden kann.

Denn mein unbenanntes seliges Gefühl wird eher aus einem fernen einsamen Hirtenfeuer mir
hervorbrechen als aus dem Anblick des gestirnten Himmels; eher aus dem Zirpen einer letzten, dem

240 Tode nahen Grille, wenn schon der Herbstwind winterliche Wolken über die öden Felder hintreibt, als aus dem majestätischen Dröhnen der Orgel. Und ich vergleiche mich manchmal in Gedanken mit jenem Crassus, dem Redner, von dem berichtet wird, daß er eine zahme Muräne, einen dumpfen, rotäugigen, stummen Fisch seines Zierteiches, so über alle Maßen lieb gewann, daß es zum Stadtgespräch wurde; und als ihm einmal im Senat Domitius vorwarf, er habe über den Tod dieses
245 Fisches Tränen vergossen, und ihn dadurch als einen halben Narren hinstellen wollte, gab ihm Crassus zur Antwort: "So habe ich beim Tod meines Fisches getan, was Ihr weder bei Eurer ersten noch Eurer zweiten Frau Tod getan habt."

Ich weiß nicht wie oft mir dieser Crassus mit seiner Muräne als ein Spiegelbild meiner Selbst, über den Abgrund der Jahrhunderte hergeworfen, in den Sinn kommt. Nicht aber wegen dieser Antwort, die er dem Domitius gab. Die Antwort brachte die Lacher auf seine Seite, so daß die Sache in einen Witz aufgelöst war. Mir aber geht die Sache nahe, die Sache, welche dieselbe geblieben wäre, auch wenn Domitius um seine Frauen blutige Tränen des aufrichtigsten Schmerzes geweint hätte. Dann stünde ihm noch immer Crassus gegenüber, mit seinen Tränen um die Muräne.

255 Und über diese Figur, deren Lächerlichkeit und Verächtlichkeit mitten in einem die erhabensten Dinge beratenden, weltbeherrschenden Senat so ganz ins Auge springt, über diese Figur zwingt mich ein unnennbares Etwas, in einer Weise zu denken, die mir vollkommen töricht erscheint, im Augenblick, wo ich versuche, sie in Worten auszudrücken.

Das Bild dieses Crassus ist zuweilen nachts in meinem Hirn, wie ein eingeschlagener Nagel, um den herum alles schwärt, pulst und kocht. Es ist mir dann, als geriete ich selber in Gärung, würfe Blasen auf, wallte und funkelte. Und das Ganze ist eine Art fieberisches Denken, aber Denken in einem Material, das unmittelbarer, flüssiger, glühender ist als Worte. Es sind gleichfalls Wirbel, aber solche, die nicht wie die Worte der Sprache ins Bodenlose zu führen scheinen, sondern irgendwie in mich selber, und in den tiefsten Schoß des Friedens.

265 Ich habe Sie, mein verehrter Freund, mit dieser ausgebreiteten Schilderung eines unerklärlichen Zustandes, der gewöhnlich in mir verschlossen bleibt, über Gebühr belästigt.

Sie waren so gütig, Ihre Unzufriedenheit darüber zu äußern, daß kein von mir verfaßtes Buch mehr zu Ihnen kommt, "Sie für das Entbehren meines Umgangs zu entschädigen". Ich fühlte in diesem Augenblick mit einer Bestimmtheit, die nicht ganz ohne ein schmerzliches Beigefühl war, daß ich auch im kommenden und im folgenden und in allen Jahren dieses meines Lebens kein englisches und kein lateinisches Buch schreiben werde: und dies aus dem einen Grund, dessen mir peinliche
270 Seltsamkeit mit ungeblendetem Blick dem vor Ihnen harmonisch ausgebreiteten Reiche der geistigen und leiblichen Erscheinungen an seiner Stelle einzuordnen ich Ihrer unendlichen geistigen Überlegenheit überlasse: nämlich weil die Sprache, in welcher nicht nur zu schreiben, sondern auch zu denken mir vielleicht gegeben wäre, weder die lateinische noch die englische, noch die italienische
275 oder spanische ist, sondern eine Sprache, in welcher die stummen Dinge zuweilen zu mir sprechen, und in welcher ich vielleicht einst im Grabe vor einem unbekanntem Richter mich verantworten werde.

Ich wollte, es wäre mir gegeben, in die letzten Worte dieses voraussichtlich letzten Briefes, den ich an Francis Bacon schreibe, alle die Liebe und Dankbarkeit, alle die ungemessene Bewunderung zusammenzupressen, die ich für den größten Wohltäter meines Geistes, für den ersten Engländer
280 meiner Zeit im Herzen hege und darin hegen werde, bis der Tod es bersten macht.

A.D. 1603, diesen 22^{ten} August.

Phi. Chandos.

Zitiert nach: Projekt Gutenberg-DE, dort leicht korrigiert zitiert nach: Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Prosa II. Herausgegeben von Herbert Steiner. Frankfurt, 1976.

Widerlegung der ersten These: H. Hesse – Weil ich dich liebe

„Überwältigende, erhabene Empfindungen können nicht angemessen ausgedrückt werden.“

Weil ich dich liebe

4 Weil ich dich liebe, bin ich des Nachts
So wild und flüsternd zu dir gekommen,
Und dass du mich nimmer vergessen kannst,
Hab ich deine Seele mitgenommen.

8 Sie ist nun bei mir und gehört mir ganz
Im Guten und auch im Bösen;
Von meiner wilden, brennenden Liebe
Kann dich kein Engel erlösen.

Zitiert nach: Reclams großes Buch der deutschen Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Detering. Stuttgart: Reclam, 2007.

In seinem Gedicht „Weil ich dich liebe“ schafft Hermann Hesse es, eine starke Empfindung so auszudrücken, dass man verstehen kann, was er fühlt und wie er es fühlt.

Das lyrische Ich empfindet eine mächtige, fast wahnsinnige Liebe gegenüber einer Frau und macht deutlich, dass diese niemals enden werde. Die eindringliche, fast bedrohliche Stimmung wird schon im Titel deutlich. Das Gedicht ist in der zweiten Person geschrieben, wodurch der Leser direkt in die Lage der Geliebten versetzt wird. Auch die Wortwahl trägt zu der bedrohlichen Stimmung bei. Er besuche sie „wild und flüsternd“ (V.2) und sie solle ihn „nimmer vergessen“ (V.3) können. Dies hat auch etwas Endgültiges: die Geliebte kann sich seiner Liebe nicht entziehen. Als Erklärung genügt die vorweggenommene Rechtfertigung „Weil ich dich liebe“ (V.1). Dann nähme das lyrische Ich die Seele der Geliebten mit (vgl. V.4), wodurch die Absurdität dieser Liebe erst zum Ausdruck kommt, denn es scheint, dass eine Person ohne Seele nicht mehr die gleiche lebenswürdige Person sein kann. Das lyrische Ich ist sehr besitzergreifend, denn die Seele gehöre ihm ganz (vgl. V.5). Es sei eine bedingungslose Liebe, die keinen Unterschied zwischen Gut und Böse mache (vgl. V.6). Außerdem zeigt dies, dass die Geliebte dem lyrischen Ich vollkommen ausgeliefert ist, denn er verwaltet ihre Seele.

Zuletzt erklärt er, dass „kein Engel“ (V.8) von der „wilden, brennenden Liebe“ (V.7) erlösen könne. Das Wort „wild“, das schon zu Beginn verwendet wurde, lässt vermuten, dass das lyrische Ich unzähmbar und damit unberechenbar ist. An der Liebe muss etwas Dunkles, vielleicht sogar Teuflisches haften, da kein Engel, der Gutes tut und das Böse bekämpft, von ihr erlösen könne. Diese Überlegung wird auch durch das Wort „brennend“ unterstützt, das an Hölle oder Teufel denken lässt und damit einen direkten Gegensatz zum Engel bildet.

Der Eindruck dieser starken, verrückten Liebe wird sehr deutlich ausgedrückt. Dies geschieht durch einfachen Satzbau und schlichte, alltägliche Wörter, die jedoch sofort bestimmte Bilder heraufbeschwören, die bedrohlich und eindringlich wirken und damit ein Beklemmungsgefühl auslösen.

Widerlegung der zweiten These: B. H. Brockes – Kirsch-Blüthe bey der Nacht

„Situationen oder Objekte, die solche Empfindungen auslösen, können ebenfalls nicht angemessen beschrieben werden.“

Kirsch-Blüthe bey der Nacht

- Ich sahe mit betrachtendem Gemüthe
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
In kühler Nacht beym Mondenschein;
Ich glaubt', es könne nichts von größrer Weisse seyn.
5 Es schien, ob wär' ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinste, Ast
Trug gleichsam eine rechte Last
Von zierlich weissen runden Ballen.
Es ist kein Schwan so weiß, da nemlich jedes Blatt,
10 Indem daselbst des Mondes sanftes Licht
Selbst durch die zarten Blätter bricht,
So gar den Schatten weiß und sonder Schwärze hat.
Unmöglich, dacht ich, kann auf Erden
Was weissers angetroffen werden.
- 15 Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieses Baumes gehe,
Sah' ich von ungefähr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weissern Schein,
20 Der tausendmal so weiß, der tausendmal so klar,
Fast halb darob erstaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee schien schwarz zu seyn
Bey diesem weissen Glanz. Es fiel mir ins Gesicht
Von einem hellen Stern ein weisses Licht,
25 Das mir recht in die Seele strahlte.
- Wie sehr ich mich am Irdischen ergetze,
Dacht' ich, hat Gott dennoch weit größre Schätze.
Die größte Schönheit dieser Erden
Kann mit der himmlischen doch nicht verglichen werden.

Zitiert nach: Reclams großes Buch der deutschen Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Detering. Stuttgart: Reclam, 2007.

1727 verfasste Barthold Hinrich Brockes das Gedicht „Kirsch-Blüthe bey der Nacht“, in dem das lyrische Ich nachts einen Kirschbaum betrachtet und zunächst der Meinung ist, es könne kaum „auf Erden / Was weissers angetroffen werden.“ (V. 13f.) Daraufhin bemerkt es am Himmel einen noch viel „weißern Schein“ (V. 19), der „tausendmal so weiß, tausendmal so klar“ (V. 20) sei und so die weißen Kirschblüten schwarz erscheinen lasse (vgl. Z. 22). Daraus wird gefolgert, dass die Schönheit des Irdischen, so schön sie auch sein möge, mit der Himmlisch-Göttlichen nicht verglichen werden könne. Somit reiht dieses Gedicht sich nahtlos in die Reihe derer ein, die auf die Schönheit irdischer Dinge aufmerksam machen und letztlich diese Vollkommenheit auf Gottes Existenz und Gnade seiner Schöpfung gegenüber zurückführen.

Das Gedicht überzeugt. Natürlich lässt sich über den Inhalt streiten und darüber, ob man der Aussage und der Weltanschauung, die Brockes mit dem Gedicht vermitteln möchte, zustimmt oder nicht. Auf sprachlicher Ebene jedoch muss man es einfach mögen: Es ist schwer, sich dem Zauber zu entziehen, der sich unausweichlich auf Jeden auswirkt, der bereit ist, sich auf diese Komposition einzulassen. Der unumstößliche Glaube und die Verehrung Gottes werden von Brockes so eingehend und gleichzeitig so leicht und unaufdringlich mit Hilfe eines Kirschbaums geschildert, dass man nach dem Lesen dieser Zeilen gut nachvollziehen kann, warum gerade dieser Baum in gerade dieser Situation das lyrische Ich zu solchen an sich schon unbeschreiblichen Empfindungen bewogen hat.

Woran das liegt? Ganz einfach, Brockes ist einfach genial, ganz abgesehen einmal von der unglaublichen sprachlichen Eleganz und Schönheit. Welcher Kirschbaum möchte nicht hören, dass seine Blüten (eine „zierliche Last“ (vgl. V. 7f.)) weißer als ein Schwan seien und sogar der Blattschatten im Mondlicht weiß aussehe? (vgl. V. 9ff.) Brockes sprachliche Bilder sind simpel, aber schön – und leicht nachzuvollziehen: „[E]in weißes Licht / das mir recht in die Seele strahlte.“ (V. 24)

Wegen des ‚erhabenen‘ Themas bedient Brockes sich beispielsweise ausschließlich eines jambisch aufgebauten Metrums. Dieses ist zwar einfach, aber in dieser Einfachheit trotzdem in sich abgeschlossen und somit vollkommen. Damit das lyrische Ich aber durch Betonung des Wortes „Ich“ nicht ‚egozentrisch‘ wirkt (was angesichts des Themas äußerst unpassend wäre), muss dieses Metrum vom Leser in mindestens zwei Versen durchbrochen und zu einem Trochäus umgewandelt werden (vgl. V. 17, 27). Dadurch ist zwar eine gewisse Subjektivität vorhanden, die die Beziehung Mensch-Gott verdeutlicht, das lyrische Ich tritt aber in den Hintergrund, um die göttliche Vollkommen- und Überlegenheit zu betonen.

Außerdem benutzt Brockes (fast) ausschließlich reine Reime, sodass das Ohr sich nicht an Ungereimtheiten zu stören braucht. Die Reimschemata, Paar-, Kreuz- und umarmende Reime, sind eingängig und unkompliziert und unterstützen so, zusammen mit dem Metrum, die Aussage des Gedichts: Jeder kann diese göttliche Erhabenheit erfahren und erfühlen. Nur ein Vers fällt aus dem Schema: „Das mir recht in die Seele strahlte.“ (V.25) Dieser Vers hat nirgends im Gedicht einen Reimpartner, ist sozusagen verwaist. Dadurch wird er umso mehr betont, da der Leser (vergeblich) auf den entsprechenden Reim wartet und so diesen Vers besonders in Erinnerung behält, da er ‚besonders‘ ist. Die Vermutung, dass dieses ‚in die Seele strahlen‘, dieser Ausdruck eines höchst schwierig zu beschreibenden Gefühls, das Wichtigste (bzw. Zweitwichtigste, nach dem Lobpreis Gottes, der das Strahlen erst möglich macht) im Gedicht ist, wird nahe gelegt. Durch diesen Vers, der die zweite Strophe beendet, wird diese zusätzlich von der letzten abgegrenzt, in der die (inhaltliche) Synthese der ersten beiden Strophen vorgenommen wird. Die erste Strophe, in der der Kirschbaum beschrieben wird, und die letzte, die nur aus vier Zeilen besteht, enden nicht nur mit dem gleichen Reimlaut, sondern exakt mit den gleichen Reimwörtern: „Erden“/„werden“, die Verse, die auf „Erden“ enden, haben sogar dieselbe Silbenzahl (vgl. V. 13/14 und V. 28/29). Dadurch entsteht das Gefühl eines Frage-Antwort-Spiels: Nach der ersten Strophe wartet der Leser auf die Beantwortung bzw. Bestätigung oder Widerlegung der These, dass auf der Erde nichts Weißeres als eine Kirschblüte gefunden werden könne. Auf diese Widerlegung arbeitet die zweite Strophe hin, deren Ende den Höhepunkt des Gedichts darstellt; in der letzten Strophe wird die indirekte Frage endgültig beantwortet. Durch das

Reimschema wird dieser Antwort hohe Gültigkeit verliehen, da sich selbst dieses auf vorangegangenen Strophen bezieht und somit ‚Beweiskraft‘ hat.

Eine letzte Auffälligkeit auf der Ebene der sprachlichen Gestaltung ist die Unterscheidung männlicher („stumpfer“, einsilbiger Reimlaut) und weiblicher („klingender“, zweisilbiger Reimlaut) Reime. In der ersten Strophe wechseln sich beide Reimarten zwanglos ab, was Trivialität signalisiert, in der zweiten Strophe jedoch überwiegen männliche Reime (V. 16/18 sind zweifelhaft: „gehe“/„Höhe“). Somit wirkt diese Strophe strukturierter, was den Inhalt unterstützt, da der ‚himmlische Schein‘ (übermächtige, ‚organisierte‘ Macht) beschrieben wird. In der letzten Strophe wird die göttliche Erhabenheit ausschließlich mit weiblichen, klingenden Reimen deutlich gemacht („ergetze“/„Schätze“ (V. 26f.); „Erden“/„werden“ (V. 28f.)).

Sie sehen, es ist durchaus möglich, Situationen und Objekte, die ‚erhabene Empfindungen‘ auslösen, durch sprachliche Geschicktheit so zu beschreiben, dass auch der Leser sich in die schreibende Person, die sich mitteilen möchte, hineinversetzen und deren Empfindungen verstehen und vielleicht sogar selbst empfinden kann. Das Beste an diesem Brockes-Gedicht ist jedoch, dass es selbst nach dem ‚Auseinandernehmen‘ für eine sprachliche Analyse einfach immer noch schön und ergreifend bleibt. Probieren Sie es aus, lesen Sie das Gedicht (am besten laut!) – Lächeln ist erlaubt!

Widerlegung der dritten These: I. Kant – Was ist Aufklärung?

„Gedanken werden durch sprachliche Kategorisierungen eingegrenzt, dadurch ist ein differenziertes Urteil kaum möglich.“

Sprache sieht sich oft dem Vorwurf ausgesetzt, sie ‚unterschlage‘ fortwährend verschiedene Bedeutungsnuancen, da sie nur kategorisierend zu gebrauchen sei und man somit nie genau das ausdrücken könne, was man eigentlich hätte sagen wollen. Selbstverständlich werden Gedanken durch sprachliche Kategorisierungen eingegrenzt, das ist vermutlich unvermeidbar und rettet uns (die wir ja auch nicht auf das „defizitäre“ Kommunikationsmittel verzichten wollen) vor einem unüberschaubaren Berg an Informationen, die unser Gehirn sonst zu verarbeiten hätte, da hier zu jeder Begrifflichkeit Vorstellungen entwickelt werden (müssen). Allerdings können sich diese Kategorisierungen durchaus neuen Sachverhalten anpassen, was auch ständig geschieht, da Sprache nicht statisch ist, sondern sich fortlaufend wandelt, da auch die Gesellschaft, in der sie verwendet wird, sich verändert. Solche Bedeutungsveränderungen sind beispielsweise bei dem Wort „Weib“ zu beobachten – während dieser Begriff im Mittelhochdeutschen schlicht eine weibliche Person bezeichnete, wird er heute deutlich pejorativer verwendet. Allerdings können diese Anpassungen der Kategorisierungen nicht schnell geschehen, da sie zunächst langsam in oder von einer Gesellschaft ‚eingeführt‘ werden müssen und diese sie akzeptieren muss.

Der kommentierte Text „Was ist Aufklärung“ von Immanuel Kant gibt Ihnen Gelegenheit nachzuvollziehen, dass eine differenzierte Darlegung von Gedankengängen durchaus möglich ist, obwohl mit sprachlichen Kategorisierungen gearbeitet wird. Verschiedene Thesen (in KAPITÄLCHEN gesetzt, bezeichnet mit Großbuchstaben) werden in mehrere Unterthesen aufgespaltet (römische Ziffern). Diese Unterthesen werden unter Umständen erneut differenziert (arabische Ziffern), es folgen Beispiele und Begründungen.

Kommentierter Textauszug

Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?

ab hier: Was?
(Definitionen)

AUFKLÄRUNG IST DER AUSGANG DES MENSCHEN AUS SEINER SELBST
VERSCHULDETEN UNMÜNDIGKEIT. Unmündigkeit ist das Unvermögen,
sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen.
Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben
nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des
Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.
Sapere aude! Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!
ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

A

A.I

A.II

Ab hier: Warum?
(Fortführung von A.II.)

Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Teil der
Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei
gesprochen (naturaliter maiorennnes), dennoch gerne zeitlebens
unmündig bleiben; und warum es Anderen so leicht wird, sich zu
deren Vormündern aufzuwerfen. Es ist so bequem, unmündig zu sein.
Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der
für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt,
u.s.w., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht
nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das
verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei
weitem größte Teil der Menschen (darunter das ganze schöne
Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außer dem daß er
beschwerlich ist, auch für sehr gefährlich halte: dafür sorgen schon
jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich
genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht
haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja
keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten,
wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen
droht, wenn sie es versuchen allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr
zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl
endlich gehen lernen; allein ein Beispiel von der Art macht doch
schüchtern und schreckt gemeinhin von allen ferneren Versuchen ab.

A.II.1

A.II.2

Begründung und
Beispiel zu A.II.1

Begründung und
Beispiel zu A.II.2

Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm
beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat
sie sogar lieb gewonnen und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich
seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den
Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese
mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr
Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer

Zusammenfassung
des bisher Gesagten

immerwährenden Unmündigkeit. Wer sie auch abwürfe, würde dennoch auch über den schmalsten Graben einen nur unsicheren Sprung tun, weil er zu dergleichen freier Bewegung nicht gewöhnt ist. [...]

DAß ABER EIN PUBLIKUM SICH SELBST AUFKLÄRE, IST EHER MÖGLICH; JA ES IST, WENN MAN IHM NUR FREIHEIT LÄßT, BEINAHE UNAUSBLEIBLICH. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende sogar unter den eingesetzten Vormündern des großen Haufens finden, welche, nachdem sie das Joch der Unmündigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werts und des Berufs jedes Menschen selbst zu denken um sich verbreiten werden. Besonders ist hierbei: daß das Publikum, welches zuvor von ihnen unter dieses Joch gebracht worden, sie danach selbst zwingt darunter zu bleiben, wenn es von einigen seiner Vormünder, die selbst aller Aufklärung unfähig sind, dazu aufgewiegelt worden [...].

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit; und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: räsioniert nicht! Der Offizier sagt: räsioniert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: räsioniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsioniert nicht, sondern glaubt! [...] Hier ist überall Einschränkung der Freiheit.

WELCHE EINSCHRÄNKUNG ABER IST DER AUFKLÄRUNG HINDERLICH? WELCHE NICHT, SONDERN IHR WOHL GAR BEFÖRDERLICH? - Ich antworte: der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter Menschen zustande bringen; der Privatgebrauch derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauch seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf. Nun ist zu manchen Geschäften, die in das Interesse des gemeinen Wesens laufen, ein gewisser Mechanismus notwendig, vermittels dessen einige Glieder des gemeinen Wesens sich bloß passiv verhalten müssen, um durch eine künstliche Einhelligkeit von der Regierung zu öffentlichen Zwecken gerichtet, oder wenigstens von der Zerstörung dieser Zwecke abgehalten zu werden. Hier ist es nun freilich nicht erlaubt, zu räsionieren; sondern man muß gehorchen. So fern sich aber dieser Teil der Maschine zugleich als Glied eines ganzen gemeinen Wesens, ja sogar der Weltbürgergesellschaft ansieht, mithin

B

Erläuterung von B

B.I

zu B.I

C (,versteckte' These)

C.I

C.II

Beispiele, Erläuterungen und Unterscheidung von C.I und C.II

in der Qualität eines Gelehrten, der sich an ein Publikum im eigentlichen Verstande durch Schriften wendet: kann er allerdings räsonnieren, ohne daß dadurch die Geschäfte leiden, zu denen er zum Teile als passives Glied angesetzt ist. So würde es sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinen Oberen etwas anbefohlen wird, im Dienste über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehls laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter über die Fehler im Kriegesdienste Anmerkungen zu machen und diese seinem Publikum zur Beurteilung vorzulegen. Der Bürger kann sich nicht weigern, die ihm auferlegten Abgaben zu leisten; sogar kann ein vorwitziger Tadel solcher Auflagen, wenn sie von ihm geleistet werden sollen, als ein Skandal (das allgemeine Widersetzlichkeiten veranlassen könnte) bestraft werden. Eben derselbe handelt demungeachtet der Pflicht eines Bürgers nicht entgegen, wenn er als Gelehrter wider die Unschicklichkeit oder auch Ungerechtigkeit solcher Ausschreibungen öffentlich seine Gedanken äußert. Ebenso ist ein Geistlicher verbunden, seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er dient, seinen Vortrag zu tun; denn er ist auf diese Bedingung angenommen worden. Aber als Gelehrter hat er volle Freiheit, ja sogar den Beruf dazu, alle seine sorgfältig geprüften und wohlmeinenden Gedanken über das Fehlerhafte in jenem Symbol und Vorschläge wegen besserer Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens dem Publikum mitzuteilen. Es ist hiebei auch nichts, was dem Gewissen zur Last gelegt werden könnte. Denn was er infolge seines Amtes als Geschäftsträger der Kirche lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines anderen vorzutragen angestellt ist. Er wird sagen: unsere Kirche lehrt dieses oder jenes; das sind die Beweisgründe, deren sie sich bedient. Er zieht alsdann allen praktischen Nutzen für seine Gemeinde aus Satzungen, die er selbst nicht mit voller Überzeugung unterschreiben würde, zu deren Vortrag er sich gleichwohl anheischig machen kann, weil es doch nicht ganz unmöglich ist, daß darin Wahrheit verborgen läge, auf alle Fälle aber wenigstens doch nichts der inneren Religion Widersprechendes darin angetroffen wird. Denn glaubte er das letztere darin zu finden, so würde er sein Amt mit Gewissen nicht verwalten können; er müßte es niederlegen. Der Gebrauch also, den ein angestellter Lehrer von seiner Vernunft vor seiner Gemeinde macht, ist bloß ein Privatgebrauch: weil diese immer nur eine häusliche, obwohl noch so große Versammlung ist; und in Ansehung dessen ist er als Priester nicht frei und darf es auch nicht


Beispiele,
Erläuterungen und
Unterscheidung
von C.I und C.II
(Fortsetzung)

sein, weil er einen fremden Auftrag ausrichtet. Dagegen als Gelehrter, der durch Schriften zum eigentlichen Publikum, nämlich der Welt, spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauche seiner Vernunft genießt einer uneingeschränkte Freiheit, sich seiner eigenen Vernunft zu bedienen und in seiner eigenen Person zu sprechen. Denn daß die Vormünder des Volks (in geistlichen Dingen) selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Verewigung der Ungereimtheiten hinausläuft.

Aber sollte nicht eine Gesellschaft von Geistlichen, etwa eine Kirchenversammlung, oder eine ehrwürdige Classis (wie sie sich unter den Holländern selbst nennt), berechtigt sein, sich eidlich untereinander auf ein gewisses unveränderliches Symbol zu verpflichten, um so eine unaufhörliche Obervormundschaft über jedes ihrer Glieder und vermittels ihrer über das Volk zu führen und diese sogar zu verewigen? Ich sage: das ist ganz unmöglich. Ein solcher Kontrakt, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlechte abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterdings null und nichtig; und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichstage und die feierlichsten Friedensschlüsse bestätigt sein. Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrtümern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen. [...]

Königsberg in Preußen, den 30. Septemb. 1784.

zitiert nach: Projekt Gutenberg-DE



Beispiele,
Erläuterungen und
Unterscheidung
von C.I und C.II
(Fortsetzung)

Widerlegung der vierten These: verschiedene Beispiele

„Die ‚konventionelle‘ Sprache ist unpersönlich.“

Die These lässt sich auf verschiedene Arten auffassen: Einerseits kann es bedeuten, dass durch die Sprache die Individualität des Menschen nicht ausgedrückt werden kann. Eine andere Auslegung wäre, dass durch Sprache automatisch eine Art zwischenmenschliche Barriere aufgebaut wird, die das Verhältnis unpersönlich macht. Im Gegensatz dazu stünden dann beispielsweise Blicke oder Körperkontakt als persönlichere Verständigungsmittel.

Bereits an der gesprochenen Sprache lässt sich erkennen, dass diese sehr individuell ist. Bedingt durch das soziale und regionale Umfeld sprechen alle Menschen etwas unterschiedlich. Manche bilden nur einfache Sätze, andere drücken sich kompliziert aus und jeder hat einen etwas anderen Wortschatz, benutzt bestimmte Wendungen oder Vokabeln häufiger als andere. Seine Ausdrucksmittel sind somit (in der Muttersprache) ziemlich genau an die persönlichen Anforderungen angepasst und vor allem in Kombination mit Körpersprache und Tonfall wird so aus jedem Menschen ein ganz individueller Sprecher. Hier muss jedoch auch zwischen den verschiedenen Varietäten differenziert werden, denn in der Fach- oder Standardsprache ist ihre Individualität nicht im gleichen Maße möglich wie in der Umgangs- oder Gruppensprache.

Die Frage ist nun, ob die Individualität der Sprache auch im Geschriebenen zu finden ist. Die Spannweite reicht hier ebenfalls vom „Beamtendeutsch“, in dem kaum Individualität zum Ausdruck kommen kann, über Standarddeutsch und einem immer persönlicher werdenden Stil bis hin zum Dadaismus. Der Stil ist jedoch nicht das einzige Mittel, durch das Literatur individuell werden kann. Auch Form und Aufbau haben einen Einfluss, ähnlich wie bei der gesprochenen Sprache Mimik und Gestik.

In der Unterhaltungsliteratur ist eine persönliche Färbung der Sprache noch verstärkt zu erwarten, da es hier wichtig ist, sich in seiner Sprachfertigkeit von anderen abzuheben. Jeder Autor hat seinen eigenen Schreibstil und manche sogar so eindeutig, dass man diesen überall wieder erkennen würde. Beispiele aus der modernen Literatur könnten „Die Bücherdiebin“ von Markus Zusak oder „Alles Glück kommt nie“ von Anna Gavaldà sein, in denen beispielsweise unübliche Wortwahl, Gedankenketten oder Einschübe in anderer Schrift eine sehr persönliche Beziehung des Autors zu Erzählung erkennen lassen und andererseits auch eine solche Beziehung des Lesers zur Erzählung herstellen.

Besonders in der Lyrik wird dies deutlich, da jeder Dichter persönliche Empfindungen oder Erfahrungen in Worte fasst. Wie oben bereits gezeigt, ist es möglich, durch das Lesen eines Textes an diesen Impressionen teilzuhaben, was in gewisser Weise eine persönliche Verbindung zwischen Dichter und Leser schafft.

Die besten Beispiele stellen jedoch Poetry Slams dar, deren Ziel ist es, mit Persönlichkeit, zu der auch die Sprache gehört, zu überzeugen und zu erreichen, dass sich die Zuschauer mit dem vorgetragenen Text identifizieren können. Bei Poetry Slams wird mit Sprache in noch höherem Maße experimentiert als in geschriebener Literatur und einige Poeten geben viel von sich Preis, wodurch ein spannungsvolles Verhältnis zu den Zuschauern entstehen kann. Hier ist Sprache also auf beiden Ebenen sehr persönlich, solange man sich mit der Art des Vortrags identifizieren kann.

Ob man Sprache als geeignetes Mittel zum Ausdruck von Persönlichkeit oder zur Überwindung zwischenmenschlicher Barrieren ansehen kann, hängt wesentlich von

der Situation und vom eigenen Geschmack ab. Dennoch lässt sich sagen, dass Sprache sehr persönlich sein kann.

Zum besseren Verständnis hier ein Link zu Ausschnitten der Sendung „Poetry Slam“ des WDR-Fernsehens:

http://www.wdr.de/tv/poetryslam/zursendung/poetenprofile/staffel_03.jsp

Fazit

Im Rahmen unseres Projektes sind wir zu dem Schluss gekommen, dass Sprache nicht so defizitär ist, wie sie oft dargestellt wird, im Gegenteil, es gibt viele Möglichkeiten, sich mit Sprache auszudrücken. Trotzdem können wir den Standpunkt nachvollziehen, dass in bestimmten Situationen ‚die Worte fehlen‘. Die Beurteilung, ob das Ziel, mit Sprache Gedanken passend zu übermitteln, erreicht wurde, ist insgesamt jedoch vom persönlichen Sprachempfinden und Geschmack abhängig.

Teresa Timm & Elena Rodenbeck